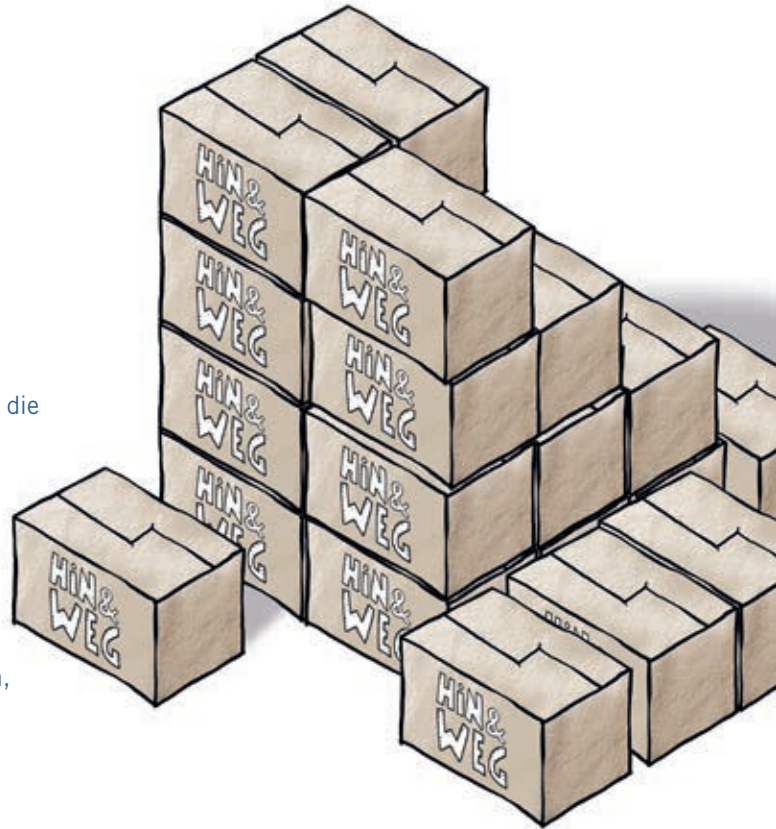


Mit Sack und Pack im Möbelwagen

Ein anthropologischer Blick auf das Umziehen

Ein Umzug beginnt mit der Zielbestimmung, gefolgt vom Auftrag an die Spedition, dem Einpacken des Umzugsguts, gefolgt vom Transport; am Ende das Auspacken. Eine logistische Kette, Güterbewegung darstellbar als Mobilitätsdiagramm. Doch Umziehen bedeutet mehr: Die räumliche Veränderung ist emotional zu bewerkstelligen – vom ersten Impuls bis zum Auspacken der letzten Kiste. Umziehen kann eine der fundamentalen Bewegungen im Leben sein, allerdings auch »a change in what goes on«.¹¹



Der Anthropologe beschäftigt sich ausdrücklich mit dem Umziehen als Handeln. Wer seinen Wohnsitz wechselt, nimmt einem Ort etwas, um es andernorts fortzusetzen: die eigene Ansässigkeit. Es geht, kulturalanthropologisch formuliert, um Heimat. Als Heimat anerkannt wird ein Raum dann, wenn sich Bedürfnisse und ihre Erfüllung in einem akzeptablen Gleichgewicht befinden. Das zeigt erst die Zeit nach dem Umziehen. Führt man »Heimat« – am aktuellen Heimat-Hype vorbei – zurück auf menschliche Bedürfnisse, kommt man in den westlichen Industriegesellschaften auf vier Dimensionen von Erwartungen an einen je gegebenen Raum. Menschen in westlichen Gesellschaften wünschen bislang von einem Ort oder einer Gegend:

- dass dieser Raum Existenzsicherung gewährt (ein Dach über dem Kopf, Schutz, Nahrung, Arbeit, Ausbildung, Mobilität, Regeneration),
- dass sie als Bürger bei politischen Entscheidungen mitwirken oder diese kontrollieren können,
- dass sie Kontakt mit anderen und Chancen zur Zugehörigkeit haben – also dass sie erkannt und anerkannt werden,
- dass sie Sprache, Zeichen, Symbole, Bedeutungen und Ästhetik eines Raums lesen können und selbst verstanden werden.

Für einen Ortswechsel sind Arbeit, Nähe zum Arbeitsplatz, kostengünstiges Wohnen, gute Infrastruktur und behagliche Umwelt dominierende Motive. Ist dies geklärt, dann erst rücken andere Dimensionen in den

Blick. Manches allerdings, wonach sich Menschen in einem Raum orientieren, sagt die Frankfurter Kultur-anthropologin Ina-Maria Greverus, liege »unter der Oberfläche artikulierbaren Bewusstseins« und werde später dann »wahrscheinlich erst in Verlustsituationen wirklich erfahrbar«.¹² Und so sagt es ein Chanson: »Partir, c'est mourir un peu«, Weggehen ist stets ein Stück Verzicht auf das, was man liebt. Jederzeit und allerorten lässt man ein Stückchen Seele hinter sich. Abschied, Heimweh und Neubeginn sieht der Poet als Zirkelphänomen – zwischenmenschlich wie räumlich. Nichts davon steht in einem Umzugsplan.

Umziehen ist von Gefühlen durchwoben, es geht um das Verlassen einer bisherigen und die Wiedergewinnung einer eigenen Lebenswelt am anderen Ort. Mit Sack und Pack, mit Hab und Gut – als wären sie ein Stück vom Selbst – wird eine ganze eigene Welt transloziert. Das Ankommen in neuen eigenen vier Wänden, wo mitgebrachte Möbel aufgestellt, die alten Bilder aufgehängt, und von wo aus man die neue Welt erschließt, also das passiert, was Sich-Einleben genannt wird. Die ersten Worte mit neuen Nachbarn können entscheidend sein, um Fuß zu fassen.

»Rites de passage«: Ein universelles Muster, von dem Ethnologen Arnold van Gennep vor gut 100 Jahren beschrieben, gliedert sich in Trennung, Übergang und Wiedereingliederung.¹³ Alle Übergänge im menschlichen Leben werden rituell und strukturell eingefasst wie von einem Korsett. Damit vor allem in der mittleren Phase der Unsicherheit nichts aus dem Ruder läuft. Nichts anderes spielt sich im Prozess des

von
Heinz Schilling

Umziehens ab. Es geht nicht um Kratzer am Umzugsgut, sondern um emotionale Unwägbarkeiten der Passage als Zeitstrecke. Die Abschiedsparty für die Wegziehenden etwa befestigt die Trennung und soll, folgt man van Gennep, die Umziehenden stärken, die Schwelle zur Neuorientierung andernorts heil zu überschreiten. Umziehen – wohlge­merkt – löscht nicht Erinnerungen, sondern bringt sie nicht selten als nostalgische Anhaftungen wieder hervor.

Umzug als Reifeprüfung

Ein heiterer Tag im Frühsommer 1996. Beate H., Ute T., Gisela K. und Sabine S. sitzen im Halbkreis auf der Wiese hinterm Haus Ricarda-Huch-Straße Nummer 7, ihrem neuen Zuhause.^{14/} Die vier Frauen um die 30 kannten sich vor einem Jahr noch nicht; nun werden aus Nachbarinnen Freundinnen. Sie beraten

gerade über eine gemeinsame Waschmaschine. »Ja, wir alle sind so etwas wie Kolonisten«, sagt Beate H., »unglaublich, was wir hier dazulernen«. Das klingt nach Wohnmodell, ist aber keins.

Wie kommen sie hierher? Das sind vier je eigene Geschichten. Und dass sie jetzt da wohnen, ist sogar ein Stück Frankfurt-Geschichte. Denn mit ihnen sind im Jahr zuvor 5000 Menschen aus diversen Stadtteilen hier zugezogen. Eilig angesiedelt, als wäre ein neues Dorf unerwartet vom Himmel gefallen. Im Herbst 1995 hatten die Umzugsfirmen für drei Wochen ein einziges Ziel innerhalb Frankfurts: »Huegelstrasse Housings«. Hunderte Abschiede: Tschüss, ihr zweieinhalb Zimmer in Bockenheim für unsere fünf Köpfe, ohne Bad, aber mit ungeheizter Toilette im Keller. – Ein letzter Gruß den 40 Quadratmetern in Praunheim mit selbst eingebauter Dusche in der Küche im dritten Stock. – Mach's gut, Klo auf halber Treppe. Und nun? 110 Quadratmeter. »Den Raum verdoppelt, nicht die Mietkosten. Platz-Platz-Platz«, strahlen die vier Frauen. »Ein ewiger Traum: Das war doch immer die Utopie«, sagt Sabine S. Dazu gehörte indes nicht die »Antistimmung«, von der sie nur gehört hatten. Gisela K., etwas bitter: »Nein, wir waren hier nicht willkommen. Absolut nicht.«

Wer sind »wir« und was ist »hier«? Man muss die Szene auf der Wiese auffalten zu einem kleinen historischen Leporello: Kühner Rückgriff, Fall der Berliner Mauer 1989. Eine Folge ist der Abzug der Amerikaner. In Frankfurt führt dies 1994 zur Räumung auch jener »Huegelstrasse Housing Area« im Nordwesten der Stadt. Die 300 Wohnungen für Offiziersfamilien und Zivilangehörige der US-Army stehen leer; Pontiacs, Buicks, Chevys und die »Elementary School« verschwinden über Nacht. Das nie eingezäunte Gelände mit den grünen Wiesen zwischen den fahlgelben Gebäuden wird zur Geisterstadt. Es bleiben: Große amerikanische Blocknummern an den Häusern, deutsche Straßennamen und das Frankfurter Wort für dies alles: »Amisiedlung«.

Was kein Stadtplan zeigt: Die Ricarda-Huch-Straße war für ein halbes Jahrhundert Demarkationslinie zwischen Amisiedlung und Dichterviertel, einem der nobelsten Wohnquartiere Frankfurts. Nachbarschaftliche Praxis war, sich gegenseitig zu ignorieren. Bewohner aus manchem Villenfenster sahen »das da drüben« als Ghetto; offizielle Freundschaftsfeste änderten daran nichts. Als dann durchdrang, dass bei einer Neubesiedlung »da drüben« junge Familien mit Kindern und sogar Sozialwohnungsberechtigte kommen würden, geriet zum Ghetto das Schreckbild vom Slum hinzu. Honorige Bewohner des Dichterviertels riefen sogar zur Bildung einer Bürgerwehr auf, für sie waren alle Zuzügler vorab »Sozialfälle«. Solche Nachbarn? Unmöglich. So agitierten sie – erfolglos – gegen die Umzugspläne der Stadt. »Noch bevor wir da hingezogen waren, wurden wir abgelehnt«, resümiert Beate H., »mich hat das nicht abgeschreckt. Aber nach dem Einzug jetzt? Ha, wir Kolonisten hier definieren uns über uns selbst.«

Wieder daheim

Die Kinder aus dem Haus. Und dann? Die Eltern ziehen ihnen hinterher. So könnten Hildegard (70) und Michael G. (72) das jüngste Kapitel ihrer Familiengeschichte überschreiben.^{15/} Ein Umzug von wo

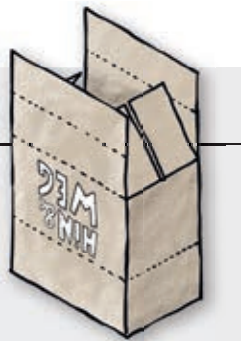
Wegziehen

Das Wort »Wolfserwartungsland« macht derzeit Karriere – in seiner zweiten Bedeutung. Für den Naturschutzbund NABU ist die Prognose, Wölfe kehrten in frühere Lebensräume zurück, heute Realität. Beobachter des demografischen Wandels indes meinen damit die fortschreitende Entleerung ländlicher Siedlungsräume insbesondere in ostdeutschen Ländern. Doch nicht nur Gegenden wie die Uckermark werden als Wolfserwartungsland gesehen, sondern auch Landschaften im Westen Deutschlands. Gesehen von Einheimischen.

Eine resignative Selbstidentifikation scheint das, wenn Timo Gottschalk, ein junger Diplom-Ingenieur im hessischen Vogelsbergdorf Kefenrod sagt: »Und wir hier sind ja auch schon Wolfserwartungsland.« Ist es nur eine Gnadenfrist für die Eltern in der Gegend mit dem romantischen Namen Bergwinkel, wenn die Schließung ihrer örtlichen Grundschulen nur mit überlokalen Schulverbänden abgewendet wird?

Warum verliert sein Heimatdorf Mittelsinn im bayerischen Spessart laufend Menschen, fragt der 17-jährige Gymnasiast Janik Fleißner und beginnt eine Feldforschung über den rasanten Bevölkerungsschwund: 2011 vier Geburten und 16 Sterbefälle. Gravierender noch sind die Verluste durch die Abwanderung von Bürgern. Fleißner befragt Weggezogene nach ihren Gründen. Mittelsinn selbst hat nur wenige Arbeitsplätze und viele Pendler mit enormen Strecken. Arbeiten in Würzburg bedeutet 120, ein Job in Frankfurt sogar 170 Kilometer Fahrerei. Täglich. Psychischer und ökonomischer Stress führen dazu, so Fleißner, dass »ein Umzug schnell in Erwägung gezogen wird«. Die Aussichten sind deprimierend für den Gymnasiasten: Die Jungen ziehen weg, die »vergreisende« Dorfbevölkerung bleibt da. Häuser stehen leer und verfallen; der Ort erscheint regelrecht perforiert. Und alles deutet auf weiteren Schwund. Sieht so die Zukunft aus? »Mittelsinn auf dem Weg zur Wüstung?«, fragt Fleißner und hofft, dass das irgendwie doch nicht so kommt.

Der Fall Mittelsinn scheint exemplarisch für nicht wenige Orte im Landkreis Main-Spessart. Wegzug und Überalterung macht die »Main-Post« als regionale Tageszeitung zum Jahresthema 2013. Ihre Serie »Heimat im Wandel« stellt ohne heimattümelnde Beschönigungen die demografischen Realitäten dar. Man ist weit weg von München, der Landeshauptstadt.



nach wo? Von Hamm nach Berlin, genau: von Westtünnern nach Kreuzberg. Aus der beschaulichen westfälischen Provinz in die tosend-quirelige Hauptstadt, aus der Reihenbungalow-Siedlung in die Lofts einer Brauerei aus der Gründerzeit. Heißt: 200 gegen 107 Quadratmeter tauschen, auf Garten und Sauna verzichten.

Alles beginnt als Was-wäre-wenn-Spiel, nachdem auch das dritte Kind in Berlin ansässig wurde. Nicht alle Beteiligten sind sofort Feuer und Flamme, doch sie freunden sich langsam mit der Idee an, die in den Köpfen der Eltern reift. Frühere Kapitel der Familiengeschichte zeigen, dass sie beweglich waren, in eine andere Richtung denken können mussten. Da gibt es Vorfahren, die aus Norditalien nach Bremen kamen, aus Oberschlesien ins Ruhrgebiet, dann zurückwanderten, sich in Thüringen niederließen, politischer Repression wichen. Initiative zu ergreifen, liegt Michael und Hildegard G. nicht ganz fern. Statt sich in den Telecottage-Ruhestand zurückzuziehen, fangen sie etwas Neues an. Dies in einer Stadt, die seit jeher neue Impulse von Menschen aus der Ferne bekam.

Alte Bäume verpflanzt man nicht, so die Sprichwort-Weisheit. Wenn allerdings alte Bäume sich selbst verpflanzen, dann erscheint dies als heftiger Kraftakt. Doch die Anziehungskraft der Kinder und die Sehnsucht nach deren Nähe helfen als stille Energie, wenn es darum geht, neue Wurzeln zu schlagen. Was aber nicht dazu führt, dass nun alle in Berlin aufeinanderhängen; jede der vier Familien hat ihr eigenes Domizil. Der Entschluss ist gefasst, und ein Leben nach doppelter Agenda beginnt: In Berlin wird alles fit gemacht für die Übersiedelung, in Hamm halbiert das Ehepaar den Hausstand für die Berliner Zukunft. Schreibtisch, Esstisch, Bett und ausgewählte Möbel kommen mit, ebenso im Gefühl haftende Literatur, Musik, Fotosammlungen. Zurückbleiben wird das Strandgut aus vier Jahrzehnten. Das Haus wird verkauft. Dann die Schlüsselübergabe an die Käufer: »Da flossen natürlich die Tränen. Dieses Haus, in dem mein Mann und ich unsere drei Kinder großgezogen hatten, wir eine glückliche Zeit gelebt hatten, an dem so viel Erinnerung hing, das zu verlassen, drohte mir das Herz zu brechen ...« (Hildegard G.) Und was war das für ein Gefühl, als der vollgeladene Möbelwagen wegfuhr?

Die starken Fünf

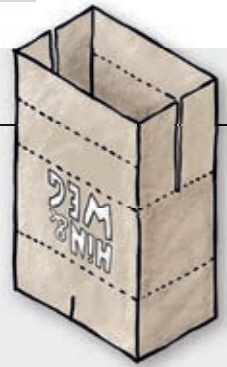
Familie F. hat zwei Monate zuvor mit dem Packen begonnen. Die Spedition brachte fünfzig Umzugskartons. Nicht zu voll, hieß es, Bücherkisten nur bis zur Hälfte, da ist rote Linie. Ziel des Umzugs, seit einem Jahr geplant, ist die neu eingerichtete Wohnung in einem anderen Stadtviertel. Die Küche bleibt zurück. Möbelstücke, auf den Bürgersteig gestellt, sind nach einer Stunde weg, spätestens nach drei Tagen; vierrollige Drehstühle nimmt keiner mehr.

Montagmorgen um acht. Es ist so weit. Parkverbote vorm Haus für einen Tag. Aus dem 7,5-Tonner springen fünf Männer. So, und wo war das jetzt? Im Ersten. Na, das geht ja. Und dann ist alles in zehn Händen. Vier Mann wuchten, schleppen, tragen, der fünfte staut, ein wahrer Pack-Champion. Wortloses Arbeiten. Synchronisiertes Raufundrunterausundrein, elegante Choreografie auf der gewundenen Treppe. Gelernt ist gelernt, sagt ein kleiner Stämmiger mit Schnauz und ordentlich Tattoos. Dann ein Problem: Ein alter Schrank muss demontiert werden. Was für Jecki, Spezialist für kostbare Stücke.

Verschlauf-Minuten zur halben Stunde, um elf Frühstückspause. Die starken Fünf stehen hinten an der Ladebordwand wie zum Gruppenbild: Kompakte Typen um die 30, mittelgroß. Den Schnauzbarb nennen sie den Mexikaner. Daneben Jecki, dann Müller, neben ihm ragt Jecki zwo heraus, deutlich der Größte und BVB-Fan. Schließlich Lolle, Packmeister und Fahrer mit Führerscheinklasse C1. Thema ist die Eintracht. Kein Bier. Nur einer raucht. Ein eingespieltes Team seit Langem. Jeder kennt jeden Handgriff des anderen und jeden Schritt. »Was wir nicht mögen«, grinst Müller, »das sind Hausfrauen, die uns im Weg rumstehen.«

Meist machen sie Umzüge innerhalb der Stadt, öfter jetzt auch raus aufs Land. Einmal haben sie eine Familie komplett bis Oxford umgezogen. Sie nennen sich lieber »Mover« statt Möbelpacker. »Kein Lehrberuf, nur angelernt«, sagt Lolle, »aber: ein Beruf. Ein Knochenjob ums Monatsende rum. Gute Kollegen kannst du mit der Lupe suchen.« Bis auf Jecki zwo sind alle fest angestellt. Die Spedition, voll korrekt, ist auch in der Berufsgenossenschaft; das sind längst nicht alle.

Jetzt aber genug geredet. Wenn der Wagen voll und der Gummibaum drin ist, geht es quer durch die Stadt an die neue Adresse von Familie F. Und dann wird ausgeladen.



Ausgewählte Literatur

- ^{11/} Sandra Wallman *The Boundaries of Race. Processes of Ethnicity in England* In: *Man* 13 (1978), S. 200–217.
- ^{12/} Ina-Maria Greverus *Auf der Suche nach Heimat* München 1979, S. 222; I.-M. Greverus grundsätzlich zum Heimatphänomen: *Der territoriale Mensch* Frankfurt 1972.
- ^{13/} Arnold van Gennep *Les Rites de passage* 1909 (dt. Übergangsriten. Nachw. v. Sylvia M. Schomburg-Scherff. Frankfurt 2005).
- ^{14/} Heinz Schilling *At the Border. A Neighbourhood Conflict in Frankfurt* In: Ina-Maria Greverus u. a. Hrsg. *Frankfurt am Main: An anthropological City Guide* Frankfurt 1998, S. 107–124.
- ^{15/} Alle Zitate aus meinen Interviews je mit Hildegard und Michael G. im August 2013.
- ^{16/} Richard Sennett *Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus* Berlin 1998, S. 23.
- ^{17/} Richard Sennett *The corrosion of character. The personal consequences of work in the new capitalism* New York 1998.
- ^{18/} Ina-Maria Greverus *Auf der Suche nach Heimat* München 1979, S. 8.

»Ziemlich hart. Eine emotionale Herausforderung, aber rational einzuordnen. Ein Gefühl der Endgültigkeit.« (Michael G.)

Der Umzug 2012 nach Berlin ist kein glatter Austausch der alten gegen eine neue Heimat. Der Aufbruch führt – dem familieneigenen Pionierethos folgend – auch zu ganz anderen Landkarten im Kopf. Das ältere Paar muss alles neu herausfinden, Notwendiges (wie Arztpraxen) oder Wünschbares (wie Sport- und Freizeittorte) checken, vertraut werden mit Berlins spezieller Urbanität und der eigenen Nahwelt. »Wir haben«, sagt Hildegard G., »eine sonnendurchflutete moderne Wohnung mit Blick auf den hinter uns liegenden Viktoria-Park. Besonders schön ist, dass es hier sehr viele junge Familien mit vielen Kindern gibt. Jeder beginnt hier neu, und allgemein ist man für neue Kontakte recht aufgeschlossen. Wir fühlen uns mitten im Leben.« Berührungspunkte sind abzubauen, Trai-

zusammenziehen

Tom und Jana sind jetzt zusammen. Ihr leibliches Zusammensein geschah bislang mal bei ihr, mal bei ihm. Jetzt aber, twittert Jana dem erweiterten Freundeskreis, ziehen sie wirklich zusammen. Ja!, sie werden eine gemeinsame Wohnung haben, zwei Zimmer, Küche, Bad und Kammer. Der Vermieter wollte »was Schriftliches« in der Hand über die Paarbeziehung. Trauschein? Nein. Tom, der noch studiert, als Janas Untermieter? Das hätte den Mietpreis erhöht. Der Hauseigner gewährt ein Probejahr zur Eintragung einer Lebenspartnerschaft, zur Gründung einer GbR, einer Gesellschaft bürgerlichen Rechts, oder »vielleicht doch« zur Eheschließung.

Was ist ein Haushalt? Das war einst definiert durch den »Haupternährer der Familie« und eine »Wohnstätte mit zumindest einem Herd zum Bereiten einer warmen Mahlzeit«. Jana und Tom ziehen nun also zusammen und begründen ein gemeinsames Hauswesen, einen Mini-Oikos. Den Umzug macht man in Eigenregie per AStA-Kleintransporter. Zusammengetwitter-



te kräftige Hände helfen mit. Nur ausgewählte Möbelstücke werden von A und B nach C bewegt. Die seitherige Haushaltstechnik zieht mit um, so Janas Ceranfeld-Herd und Toms Öko-Waschmaschine.

Dann kommt das, was für den französischen Kulturosoziologen Jean-Claude Kaufmann die eigentliche Geburtsstunde eines Haushalts ist: Wenn das Paar zum ersten Mal die Trommel der gemeinsamen Waschmaschine füllt. Ein irgendwie schon intimer Akt. Kaufmann hat das in seiner Studie »La Trame conjugale. Analyse du couple par son linge« analysiert; bei uns klingt es plastischer: »Schmutzige Wäsche. Zur ehelichen Konstruktion von Alltag« (1995).

Auch der deutsche Blick hat sich in Zeiten fluiden Familienkonstellationen modernisiert. Der Leitfaden für Mikrozensus-Interviewer definiert: »Ein Haushalt ist eine Gemeinschaft von Personen, die zusammen wohnt und wirtschaftet, die also im Haushalt z.B. gemeinsam kocht, wäscht oder putzt, die ihren Lebensunterhalt gemeinsam oder zum Teil gemeinsam finanziert.« Über die Genese von Haushalten, etwa nach dem Modell »Aus zwei mach eins«, sagen die Statistiker nichts.

ning dafür bietet etwa das U-Bahn-Fahren. »Wenn man teilnehmen will, muss man sich kümmern.« Hier wie überall.

Die alten Nachbarn – wie reagieren sie nach 40 Jahren? Die einen zeigen Verständnis für diese Art von Wiedervereinigung der Eltern mit ihren Kindern und sechs Kindeskindern. »Andere erklärten uns für verrückt und konnten sich eine solche Entscheidung für

sich überhaupt nicht vorstellen«, sagt Hildegard G. Und die Geselligkeit von Westtünnern – aus den Augen, aus dem Sinn? Keineswegs. Dreimal im Jahr fährt das Ehepaar 460 Kilometer quer durchs Land dorthin. »Die Verbindung in die Heimat ist wohl noch intensiver geworden, weil die gegenseitige Wertschätzung geäußert wird.« Und sie lesen den »Westfälischen Anzeiger« online. Auf die Frage: »Was macht den großen

Viele ziehen um. Wie viele?

Wie viele Menschen ziehen pro Jahr in Deutschland um und von wo nach wo? Ein statistisches Gesamtbild gibt es nicht, nur Schätzungen. Die Suche nach offiziellem Material stößt rasch an die Grenzen von Ländern, Kreisen und Gemeinden. »Wir wissen nur eines: Wo viele Menschen wohnen, wird viel umgezogen, am meisten in Metropolregionen. Egal, ob dort die Bevölkerung zu- oder abnimmt«, so eine Faustregel der Umzugsbranche.

Aha. Ich lebe in einer solchen Region, sogar mit steigender Einwohnerzahl. Aber auch für die Rhein-Main-Region sind Daten über »Wanderungsbewegungen«, so das amtliche Wort, nicht mit einem Griff zu haben. Meine Wissensbegierde wendet sich also der Stadt Frankfurt zu. Sie führt verlässlich Buch: Die innerstädtische Wohnungsmobilität liegt stetig bei 48 000 umziehenden Haushalten p.a. Für 2012 registriert die Statistik der Umzugsverflechtungen mit sechs Nachbarkreisen und der Stadt Offenbach dies: Zuzüge aus diesem nahen Umland: 10 000; Wegzüge nach dort: 13 000. Zuzüge darüber hinaus: aus Hessen: 5 000, dem übrigen Deutschland: 16 000. Weitere 24 000 Zuzüge beleuchten grell die starke Verflechtung Frankfurts mit dem Ausland. Das führt zur Zahl von

bald einer Viertelmillion zu- und abwandernder Menschen pro Jahr – nur auf Frankfurt bezogen.

Bei Internetrecherchen zum Thema »Umziehen« gerate ich indes schnell in ein Gestrüpp aus Fakten, Schätzungen und Spekulationen. Umzugsratgeber locken mit schnellen Klicks zur »unverbindlichen« Kostenkalkulation. Ein Selbstversuch zur Probe erbringt nach Stunden detaillierte Offerten von drei Speditionen, zwei davon stoßen mit der Bitte um Wohnungsbesichtigung rasch nach.

Mit Glück finde ich sogar seriöse Meinungsforscher. Das Institut für Demoskopie Allensbach fragte auch 2012 wieder rund 25 000 Respondenten (!) ab 15 Jahre: »Welche Veränderungen wird es bei Ihnen in den nächsten zwölf Monaten geben?« Das Ergebnis, hochgerechnet auf die Gesamtbevölkerung: Mehr als fünfeinhalb Millionen sagten, demnächst umziehen zu wollen. Tendenz: steigend. Die starken Männer sind gerüstet. Bereit stehen in Deutschland 14 000 Umzugsunternehmen sowie genügend Miet-LKW, um in Eigenregie umzuziehen.



Sprung nach Berlin kleiner?« antwortet Michael G.: »Meine Frau an meiner Seite.« Sie, die Kinder und Enkel sind der Inbegriff einer Heimat, in der man jetzt ist.

»Schon wieder umziehen, Dad?«

Richard Sennett, oft gepriesener amerikanischer Sozialphilosoph, ist auch ein sensibler Feldforscher. Er berichtet von Enrico, einem aus Italien stammenden Bostoner Toilettenputzer, der es zum Hausmeister gebracht und sich seinen Traum vom eigenen Haus verwirklicht hatte. Sennett hatte ihn bei der Recherche zur frühen Studie »The Hidden Injuries of Class« kennengelernt und erinnert sich Jahre später an dessen Sohn beim Zwischenstopp einer Flugreise: Ist das

ziehungen. Ricos Kinder fragen ihn, warum denn die Familie so oft umzieht. Sie hätten fast keine Chance, richtige Freunde zu gewinnen, gleich stehe der Möbelwagen schon wieder vor der Tür. Heimatliche Gefühle? Vom Familienleben selbst bekommt Rico wenig mit. Es werde ihm alles immer nur erzählt, klagt er, und »niemand ... wird auf längere Zeit zum Zeugen des Lebens seiner Nachbarn«. ¹⁶¹ Rico ist einer der exemplarischen Figuren, auf die Sennett seine berühmte Untersuchung »Der flexible Mensch« aufbaut, die im amerikanischen Original »The Corrosion of Character« ¹⁷¹ heißt. Und das meint hier anthropologisch, dass Rico immer mühsamer, mit immer mehr Erklärungen und Ausflüchten die Erzählung seines Lebens überblickt.

Maria Theobald

Sie ist in ihrem langen Leben niemals umgezogen, doch hat sie mehrmals ihre Staatsangehörigkeit gewechselt. Wie war das?

Sie hat immer an der Grenze gelebt. Ihr Geburtsort Leidingen, wo sie 2011 hochbetagt starb, hat im Lauf der Geschichte mal zu dieser, mal zu jener Seite gehört; insgesamt siebenmal in den vergangenen zwei Jahrhunderten. Entweder war es deutsch oder französisch, und mit dem Dorf waren es seine Menschen. Die einen beteten zum Heiligen Remigius, die anderen zur französischen Nationalheiligen Jeanne d'Arc. Und sie tun es heute noch. Die Grenze zwischen Deutschland und Frankreich verläuft mitten auf der Dorfstraße, die heißt einerseits Neutrale Straße, andererseits Rue de la Frontière. Von Paris aus gesehen ist man in der Gegend, wo laut Germaine de Staël 1803 »Frankreich verschwindet«.

Maria Theobald wird als Deutsche geboren und wächst als Französin auf, heiratet als Deutsche und wird als Französin Witwe; ihr Grab ist in Leiding, Annexe de Heining-les-Bouzonville. Auf die Frage

nach Europa: »Was würde sich ändern, wenn die Grenze da weg wäre?« hat sie gestutzt: »Tja, wo kämen wir denn da hin?« Was so verblüffend klingt, ist Lebenserfahrungslogik. Es gab stets die Unsicherheit, wohin und wem man gehörte. Sicher indes war nur, dass es die Grenze gibt. »Wo kämen man denn dahin? 'sch weeiß et net, dann müßten wer nur einem Kaiser die Steuern bezahlen. So müssen wir zwei Kaisern dienen. Daß dat günstig wäre oder ungünstig – dat weiß ich net«, sagt Maria Theobald im moselfränkischen Dialekt, den man auf beiden Seiten der Straße spricht. Nie umgezogen? Einmal doch, zwangsweise evakuiert, vor Hitlers Armeen in Sicherheit gebracht.

Mit »Grenzfall Leidingen« setzte Alfred Gulden 1983 der Jahrhundertzeugin Maria Theobald eindringlich ein filmisches Denkmal. Sein Interview mit ihr inspirierte Frankfurter Kulturanthropologen zu ausgreifenden studentischen Feldforschungen, dokumentiert in »Leben an der Grenze« (1986).



nicht der kleine Rico von damals? Rico gibt sich nur widerwillig zu erkennen. Aus dem Hausmeister-Sohn ist ein rastloser Computermanager geworden, ein flexibler Mensch, der – das fordert die Karriere – öfter den Arbeitgeber wechselte, sich dann selbstständig machte und nun ständig auf Achse ist, beim zufälligen Zusammentreffen auf dem Flug nach Rom. Sein eigentlicher »Ort« indes sind die oberen fünf Prozent der Einkommensskala.

Im Gegensatz zum ambulant lebenden Rico arbeitet dessen Frau Jeannette stationär am PC, von dort aus leitet sie ein Team von Online-Buchhaltern. Die sitzen irgendwo auf ihrer »Insel Heimarbeit«, ohne sich untereinander zu kennen. Den einstigen Rundblick eines leibhaftigen Chefs über ein Büro hat eine »ortlos-zentrale« Jeannette abgelöst als Direktrice eines höchst effektiven Systems penibler Zeitkontrollen.

Zurück zum Airport: Allmählich öffnet sich Rico dem Forscher. Und berichtet: Er leide darunter, dass er seinen Kindern ein anderes Leben vorlebe als die Werte, die er ihnen predige: Treue, Beständigkeit, Vertrauen, Solidarität, dauerhafte zwischenmenschliche Be-

Angekommen

Die Bedürfnisse ziehen mit um. Sie setzen einen Ortswechsel in Gang und überdauern ihn. Neue Habitate sind räumliche Versprechen im Zeithorizont: Weg von unzumutbaren Wohnbedingungen (Sehnsucht der vier Frankfurter »Kolonistinnen«; drei von ihnen sind

Auf den Punkt gebracht

- Wer umzieht, nimmt einem Ort etwas, um es andernorts fortzusetzen: die eigene Ansässigkeit.
- Heimat ist dort, wo sich Bedürfnisse und ihre Erfüllung in einem akzeptablen Gleichgewicht befinden.
- Umziehen ist stets ein Stück Verzicht auf das, was man liebt.
- Umzüge brauchen wie alle Übergänge im Leben ein Korsett aus Ritualen und Strukturen, um Unwägbarkeiten abzufedern.

Aufs Land ziehen



Liebe Franziska, vielen Dank für Deine Mail und die guten Wünsche zum Einzug. Ja, wir haben es glücklich geschafft. Nach langer Suche dann über ein Jahr das Häuschen renoviert im alten Dorf. Du wirst es ja kennenlernen, wenn Du uns in W. besuchst. Kein Fertighaus auf der Wiese – etwas von der Stange wollten wir nicht. Bei der Renovierung half uns eine junge Architektin voller Ideen.

Ich mag keine Baumärkte mehr sehen, und es braucht Zeit, bis der Haushalt wieder stimmt. Die letzte Umzugskiste ist noch nicht ausgepackt. Chris arbeitet ja immer noch in F., fährt mit der Bahn in die Stadt, sehr bequem. Ich habe hier mein Atelier und gut zu tun, gerade gestalte ich ein Kinderbuch.

Du fragst, ob ich schon Anschluss gefunden habe. Hm, die Einheimischen sind recht verhalten, bei einem historischen Abend in der Mehrzweckhalle war ich erfolglos, irgendwie ins Gespräch zu kommen. Warum mich die Ortsgeschichte interessiert, wurde ich gefragt, ich sei ja nicht von hier. Das braucht wohl seine Zeit, bis ich »von hier« bin. Im Moment scheint es ja so, dass ich am Dorf vorbei aufs Land gezogen bin. Eine Romantikerin, für

die Idyllmagazine à la »Landlust« gemacht werden, bin ich aber nicht.

Beim »Literaturfrühstück« der örtlichen Bibliothek habe ich Veronika kennengelernt, eine pensionierte Lehrerin, sie hat im Nachbarort jahrzehntelang Schule gehalten. In den Achtzigerjahren, da war sie neu hier. Das Dorf war noch sehr »geschlossen«. Zuzügler, woher sie auch kamen, wurden »die Frankfurter« genannt, die wohnten oben auf dem Hypothekenhügel, forderten alles und gaben nichts. So redeten die Alteingesessenen. Die Neubürger gründeten, ganz typisch, ihren Tennisclub. Eine Gruppe um Veronika jedoch wollte herausfinden, wo man im Siedlungsbrei eines Ballungsraums eigentlich gelandet war. Man startete eine »Spurensicherungsaktion«, leierte Altbürgern mühsam alte Fotos aus den Schuhkartons, machte mit großen Repros eine Ausstellung. Was aber das Misstrauen der Einheimischen weckte: Jetzt nehmen uns die Fremden auch noch unsere Geschichte weg. Neu war auch das Kinderfest rund um die Kirche. Ein Kulturkampf von Modernisierern gegen Konservative, so schien es. Derweilen, erzählte mir Veronika, machten Dorfkinder fleißig ihr Abitur oder siedelten aus – auf den Hypothekenhügel.

Soviel für heute. Bin gespannt, was es bei Euch Neues gibt. Alles Gute, Deine Jo

längst wieder weggezogen), hin in die Nähe der inzwischen fernen Kinder (das Neu-Berliner Ehepaar G.) – zwei typische Motivkonstellationen. Im Fall Rico brechen sich die Bedürfnisse: Während Rico in seinem amerikanischen Aufstiegsmodell permanentes Umziehen als Lebensform praktiziert und seine Frau in-

nem virtuellen Territorium Computerarbeiter dirigiert, sehnen sich ihre Kinder nach Verankerung, Stetigkeit und Vertrauen in stabile Freundschaftsbindungen. Nach einem tatsächlichen »Satisfaktionsraum Heimat«^{18/}, nach einer Heimat mit Bodenhaftung als Integral ihres Lebens. ♦

Der Autor



Prof. Dr. Heinz Schilling, 71, studierte in Frankfurt Volkskunde, Germanistik und Politikwissenschaft. Nach Magister (1968) und Promotion (1971) war Schilling Kultur- und Wissenschaftsredakteur bei der ARD. Ab 1978 lehrt und forscht er im damals neuen Studienfach »Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie« an der Goethe-Universität, wo er sich 1993 habilitierte, seit 2005 ist Schilling pensioniert. Zu seinen

zahlreichen Veröffentlichungen gehört auch »Kleinbürger. Mentalität und Lebensstil«, Frankfurt, Campus, 2003. Sein aktueller Forschungsschwerpunkt ist »Heimat und Globalisierung«.

Von hier nach dort

Adressen: Bahnhofstraße 64 – Hauptstraße 19 – Konviktsweg o. Nr. – Hauptstraße 19 – Kirchengstraße 18 – Pflingstweidstraße 16 – Hauptstraße 19 – Feldbergstraße 30 – Hauptstraße 19 – Rotlintstraße 58 – Lieserer Weg 30 – Parkstraße 10 – Am Neuberg 2 – Brunnen-gasse 4

Das Dort wird zum Hier Zellhausen – Dieburg – Bensheim – Oberursel – Steinheim – Frankfurt – Saarbrücken – Kilianstädten

Sässigkeiten und Bewegungen Unterschiedliche Lebenswelten. Heimaten an acht Orten, Durchgangs- oder Rückkehrstationen. 13-mal umziehen in 60 Jahren bedeutet 10-mal mich verabschieden, neu orientieren, eingewöhnen, andere TV-Kanäle fixieren, Fuß fassen oder staunen über die Veränderungen des Altvertrauten.

h.schilling@em.uni-frankfurt.de; www.heinzschilling.de